Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 42 (1991)

Heft: 2

Artikel: Architekturauffassung und Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert am Beispiel Zürichs

Autor: Fröhlich, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393847

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARTIN FRÖHLICH

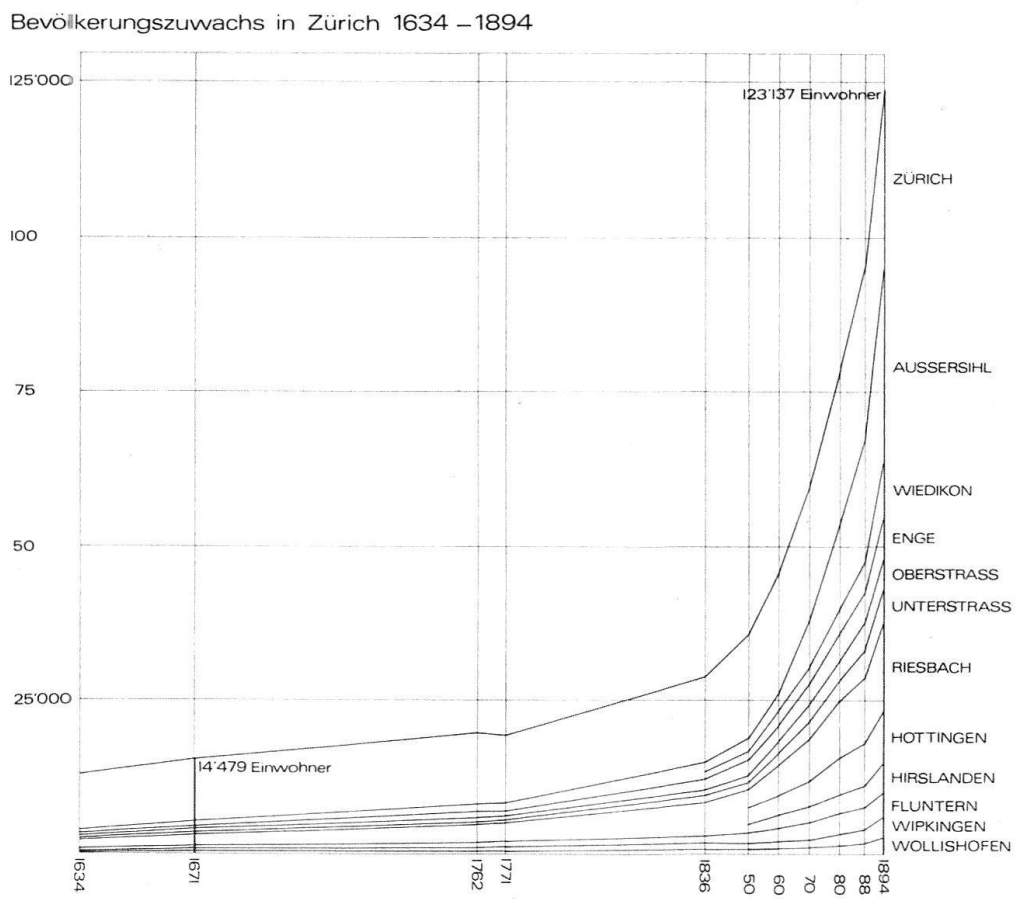
Architekturauffassung und Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert am Beispiel Zürichs

Obwohl niemand im 19. Jahrhundert besondere Gedanken an den Städtebau und die Stadtentwicklung «verschwendet», geschieht die Stadtentwicklung doch nach präzise umschreibbaren Leitbildern, deren Anwendung die Stadt, das amorphe Häusermeer, verständlich zu gliedern vermag und sie als entwickelten und entwickelbaren Organismus erscheinen lässt. Dabei zeigt sich, dass die geplanten Behausungen von Ober- und Unterschicht sich nicht prinzipiell, sondern durch Komfort, Dimension und Lage unterscheiden. Dadurch werden die sozialen Unterschiede eher unterstrichen als verwischt. Die dargestellte «Mechanik» der Stadtentwicklung soll keine abschliessende Darstellung sein, sondern vielmehr Hinweise auf die Methode vermitteln, nach welcher die Stadt im einzelnen im 19. Jahrhundert ausgebaut wurde. Die Stadt, das ist hier Zürich, aber nur als Beispiel, nicht beispielhaft.

Zwischen 1802, dem Erscheinungsjahr von J. N. L. Durands «Précis des leçons d'architecture», und 1882, als Camillo Sittes «Städtebau nach künstlerischen Grundsätzen» gedruckt wurde, scheint sich niemand so sehr für Städtebau als solchen interessiert zu haben, dass eine weitere Städtebautheorie erschienen wäre. Dennoch entstanden damals wohl so viele Stadtteile und Stadterweiterungen wie nie vorher. Obwohl in den letzten Jahren einiges über die Architektur gerade dieser Zeit geschrieben wurde, blieben aber Untersuchungen über den damaligen Städtebau bis heute rar – vielleicht weil Historiker auf geschriebene Quellen angewiesen sind, die eben gerade für diese Zeit fehlen. Dennoch scheint es für uns wichtig für den verstehenden und pflegenden Umgang mit unseren Städten, etwas über das «Wesen» der damals entstandenen Stadtgebilde zu erfahren.

Grundlagen

Wenn schon die Quellenlage an Texten mangelhaft erscheint, gibt es doch genügend graphische und gebaute «Quellen», die leicht befragt werden können. Gerade für Zürich bestehen auch einige Wettbewerbsprogramme für städtebauliche Erweiterungen, die Zielformulierungen enthalten. Ihr genereller Informationswert ist aber nicht besonders hoch, weil darin zu sehr mit Begriffen wie «praktisch» und «schön» umgegangen wird, die keine konkreten Rückschlüsse auf die vorhandenen städtebaulichen Leitideen erlauben. Auch die aufbewahrten Planunterlagen, die über Städtebauliches Aufschluss geben könnten, vermitteln diese Aufschlüsse nicht: Nicht einmal die Frage, wer die Bahnhofstrasse «erfunden» habe, kann schlüssig be-



1 Graphische Darstellung des Bevölkerungszuwachses in Zürich 1634–1894.

antwortet werden. Ihren Plan hat ein Mitarbeiter des Stadtgeometers gezeichnet und signiert. Im Gegensatz zu den archivierbaren Quellen sind die «gebauten Quellen» noch immer zahlreich vorhanden und geben gerne und erschöpfend Auskunft, genau wie ihre «Duplikate», die zahlreichen Fotos einzelner Entwicklungsetappen Zürichs, wie sie in vielen Archiven aufbewahrt werden.

Voraussetzungen

Das wesentlichste Merkmal der Zürcher Stadtentwicklung zwischen 1800 und 1914 ist die extreme Bevölkerungszunahme im Bereich des heutigen Stadtgebietes. 1811 zählen die 1893 in die Stadt eingemeindeten Gemeinden Hottingen, Hirslanden, Riesbach, Enge, Aussersihl, Wiedikon, Wipkingen, Oberstrass, Unterstrass und Fluntern zusammen mit der Stadt eine Bevölkerung von 25000 Einwohnern. Nach der Eingemeindung besitzt die Stadt 1894 rund 123000 Einwohner. Die Bevölkerung hat also um 492 Prozent zugenommen. Diese Einwohner brauchen nicht nur Arbeit, Brot und Kleidung, sondern auch Wohnraum sowie die technische und bauliche Infrastruktur, die zusammen erst den Stadtkörper ausmachen. Die Begründung für diese Bevölkerungszunahme kann nicht Gegenstand dieses Artikels sein, sondern lediglich die Bewältigung der baulichen und technischen Probleme, die diese Bevölkerungszunahme geschaffen hat. Abb. 1

2 Bauten an der Ecke Birmensdorfer-/Zurlindenstrasse in Wiedikon vor 1926. Alte Postkarte.

Davon können viele Lösungen der persönlichen Initiative einzelner zugerechnet werden. Sie folgen daher keinem anerkannten Grundmuster. Für andere aber hatte die Öffentlichkeit Mittel finanzieller und konzeptioneller Art einzusetzen. Die konzeptionellen Mittel darf man wohl mit «Städtebau» im weitesten Sinn umschreiben. Die Leitideen des Städtebaus sollen für Zürich hier beleuchtet werden.

Pragmatischer Städtebau

In der ersten Phase der Bevölkerungsentwicklung wächst nicht etwa die eigentliche Stadtbevölkerung besonders, sondern die Bevölkerung der stadtnahen Gemeinden Riesbach und Hottingen und – in etwas bescheidenerem Masse – Aussersihl. Die neuen Baugebiete befinden sich in Stadelhofen, an der Hottingerstrasse und am Zeltweg sowie am Stauffacher – um die heute üblichen Bezeichnungen zu benützen. Dies sind die damaligen Ausfallachsen vor dem Stadelhofner Tor (für das rechte Seeufer), dem Lindentor bzw. dem Hottingertürlein (Forch, Zürichberg) und der Sihlporte (Baden, Bern). Was Wohnbauten betrifft, fällt die vierte Ausfallachse, die Gegend am heutigen Central vor dem Niederdorftor, aus, weil sich dort die Baukomplexe von Escher-Wyss ausdehnen. Die zusätzlichen Einwohner werden vor allem in den schon bestehenden bäuerlichen Bauten untergebracht, indem in diesen durch Dachausbauten, grosse Lukarnen und kleine Anbauten mehr Wohnraum geschaffen wird. Nur in den besseren Wohnlagen (u. a. Hottingen) entstehen auch schon vereinzelte neue Wohnhäuser und Villen (hier verstanden als Landsitze ohne ei-

3 Das alte Kantonsspital an der Rämistrasse vom Turm der Universität aus. Im Hintergrund das alte Physikgebäude der ETHZ (Architekten Bluntschli und Lasius) und die Eidgenössische Sternwarte (Architekt Gottfried Semper).

gene Landwirtschaft). Für solche Bauten werden keine neuen Wege oder Strassen angelegt. Sie säumen die bestehenden Landstrassen. Die Wasserversorgung in Form von Hofbrunnen auf der eigenen Liegenschaft ist noch nicht die Regel. Andere technische Infrastrukturen wie Kanalisation usw. bestehen überhaupt noch nicht. Ebenso bestehen weder Baureglemente in den Gemeinden noch eine eigentliche Baugesetzgebung. Vorschriften, wie der Mindestbauabstand oder Höhenbeschränkungen in unserer Form, sind ebenfalls noch unbekannt. In dieser Art wächst die Bevölkerung in und um Zürich von rund 20 000 Einwohnern um 1780 auf rund 35 000 Einwohner um 1836.

Diktierter Städtebau

Die Revolution von 1831 bringt die freisinnige Oberschicht der Landbevölkerung und der kleinen Landstädte an die Macht. Einer der ersten Beschlüsse des neuen Kantonsrates, in dem die Vertreter der Stadt Zürich eine Minderheit bilden, betrifft die barocke Schanzenanlage. Das Terrain, auf dem die Schanzen gebaut sind, soll dem Kanton gehören und nicht mehr wie bisher der Stadt. Die Schanzenbauten selbst sollen geschleift werden. Der Beschluss ist schon 1838 weitgehend verwirklicht: Die Bauwerke sind eingeebnet, das Terrain parzelliert und teilweise verkauft. Die einfach und billig zu bebauenden Parzellen werden an Bauunternehmer verkauft. Auf den ungünstigen Parzellen am Hang des Zürichbergs lässt der Kanton (zum Teil von denselben Unternehmern) seine Infrastrukturbedürfnisse befrie-

digen. Es entstehen die Kantonsschule (errichtet 1837–42 von Gustav Albert Wegmann [1812–1858]), das Kantonsspital (gebaut 1838–42 von Wegmann und Leonhard Zeugheer [1812–1866]), die Taubstummenanstalt (errichtet 1836–37 von Zeugheer) und die ETH Zürich (auf Kosten des Kantons 1859–64 errichtet von Gottfried Semper [1803–1879], Bauleitung durch J. C. Wolff). Auf Terrain, das sich die Stadt sichert, entsteht 1840–42 das Pfrundhaus nach einem Projekt und unter der Leitung von Leonhard Zeugheer.

Abb. 3

Im Bereich des Talackers werden – mit Ausnahme des Botanischen Gartens – die Schanzenwerke eingeebnet. Der Wasserlauf des Schanzengrabens bleibt aber erhalten, im Unterlauf wird er in die Wilde Sihl abgeleitet. Über den Schanzengraben hinweg werden nun die Quartiere innerhalb und ausserhalb der alten Befestigung miteinander verbunden. Neue Strassenbrücken führen über den Graben hinweg. In dieser Phase entstehen praktisch nur lockere Überbauungen. Die geschlossene Bauweise bleibt meist dem Bereich der mittelalterlichen Stadt vorbehalten. Die Strassen bleiben weitgehend ungepflästert, die Wasserversorgung endet vor den Häusern, das Kanalisationssystem besteht analog der damals üblichen bäuerlichen Kanalisation aus Senkgruben.

Ende der 1840er und 1850er Jahre ergeben sich verschiedene Anlässe, über eigentliche Stadterweiterungen und -verbesserungen nachzudenken: die Aussicht, dass Zürich 1848 Bundesstadt werden könnte, die Quartier- und Generalbebauungspläne der Stadt und der hygienische Notstand, der durch die ausserordentlich mangelhafte Kanalisation der Ausgemeinden entstanden war.

Das Polytechnikum liefert ab etwa 1860 in verschiedenen Fachgebieten qualifizierte Fachleute und beschäftigt auch sehr angesehene Professoren, die als Anreger und Gutachter wirken. Über diese Kanäle fliessen nach und nach neue Ideen in die Stadtentwicklung Zürichs ein.

Konzeptioneller Städtebau

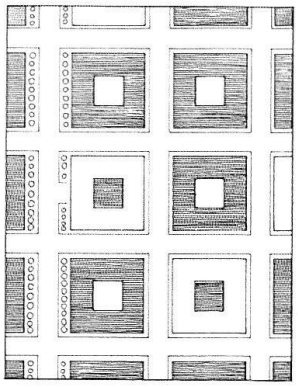
Mit der Eröffnung des Eidgenössischen Polytechnikums (heute Eidgenössische Technische Hochschule Zürich) scheinen sich bald neue Prinzipien in den Stadtbauauffassungen Zürichs breitgemacht zu haben. Gottfried Semper, erster Architekturprofessor am Polytechnikum, zeichnet 1857 für den Bauspekulanten Koch das Projekt für einen «Bazar» (Kaufhaus) im Tiefenhof – ungefähr für die Stelle, an der heute der Hauptsitz der Zürcher Kantonalbank steht. Im gleichen Jahr wird am Paradeplatz die Tiefenhoflinde gefällt, und Albert Wegmann beginnt den Wohn- und Geschäftshauskomplex Tiefenhof am Paradeplatz zu bauen, dessen Kopfbau an der Bahnhofstrasse noch heute die Confiserie Sprüngli beherbergt. Sowohl das realisierte als auch das nie realisierte Bauvorhaben weisen eine neue Fassadengliederung auf: Zwischen dem mit Ladengeschäften besetzten Erdgeschoss und den Wohngeschossen wird ein Mezzaningeschoss eingeschoben, das die Nebenräume (Lager, Kontore usw.) der Ladengeschäfte enthält. Ungefähr gleichzeitig werden die ersten in der Ten-

4 Ausschnitt einer Flugaufnahme (Spelterini?) der Zürcher Innenstadt. Im Vordergrund die Sihlporte mit beginnender Randbebauung, im Mittelgrund die in ihren Gärten zentral gestellten Villen des Klassizismus, im Hintergrund die dichte Randbebauung an Bahnhofstrasse und Paradeplatz.

denz quadratischen Baugevierte mit konsequenter Randbebauung oder klarer Zentralbebauung planerisch vorgesehen. Das Prinzip setzt sich spätestens mit der Neuplanung und -gestaltung des Bahnhofquartiers zwischen Bahnhof und Rennwegtor (1870/72) durch und wird darauf hin auch in den Ausgemeinden angewendet.

Das System

Eine Analyse der realisierten Planungen und ihrer architektonischen Ausgestaltung liefert folgendes Ergebnis: Die Strassen von unterschiedlicher Bedeutung und Ausgestaltung (Allee, einseitige Allee, breite und enge Strasse) kreuzen sich *im Prinzip* rechtwinklig. Sie



5 Prinzipskizze zu den Bebauungsarten.

definieren *im Prinzip* rechtwinklige Baugevierte (Inseln). Die einzelnen, im Prinzip gleichwertigen Inseln unterscheiden sich durch die Art ihrer Bebauung: Randbebauung und Zentralbebauung. Die Art der Bebauung wird nicht ausschliesslich durch den sozialen Rang und die Bedeutung der Insel für das Stadtganze festgelegt. Auch das Repräsentationsbedürfnis, der Grad der Öffentlichkeit der betreffenden Bauten und der wirtschaftliche Aufwand beeinflussen die Wahl der Bebauungsart.

Randbebauung. Der ganzen Grenze der Bauinsel entlang entsteht eine grundsätzlich geschlossene Fassade – allenfalls hinter Vorgärten. Je mehr Fassadenlänge sich im Besitz einer Hand befindet, desto eher wird der Bau als «Palast» organisiert und dargestellt. Das Stück Fassade muss sich nicht notwendigerweise entlang einer Strasse hinziehen, es darf sich auch über eine Strassenecke hinweg an zwei Strassen befinden. An der Strassenecke wird dann der Mittelrisalit des Palastes konzipiert. Je nach Länge der Schenkel und nach Öffnungsgrad des Winkels und je nach Fähigkeit des Architekten wird der Palast in der Tendenz zur Burg werden.

Abb. 6

In der Mitte der randständigen Bauten entsteht ein Hof. Je nach sozialem Rang wird der Hof mit Werkstattbauten überstellt, in Hinterhofgärten aufgeteilt oder gar zum «Square» mit Parkanlage und Springbrunnen ausgestaltet.

Zentralbebauung. Die Bauinsel weist keine Randbebauung auf, sondern besitzt in der Mitte ein Einzelgebäude mit vier mehr oder weniger wichtigen Fassaden. Mindestens in der Stellung auf seinem Terrain ist das Gebäude axialsymmetrisch ausgelegt. Es zeigt den Ausdruck eines starken Repräsentationswillens. Die Funktion dieses zentralen Gebäudes ist nicht bestimmt. Es ist weder eindeutig öffentlichen noch privaten Charakters. Nur sein repräsentatives Gehabe begründet ein öffentliches Interesse an diesem Bau. Die starke architektonische Wirkung, die von dieser Stellung des Gebäudes auf seiner Bauinsel ausgeht, führt dazu, dass auch einzelne Parzellen, die kleiner sind als ganze Bauinseln, mit zentral gestellten Gebäuden besetzt werden können. Dies ist besonders in «Villenvierteln» die Regel. Auch hier zeigt sich sofort, dass die repräsentative Wirkung, die von einer in ihrem Garten zentral gestellten Villa ausgeht, ungleich höher ist als die eines gleich grossen Reiheneinfamilienhauses.

Abb. 7 und 8

Zum architektonischen Ausdruck

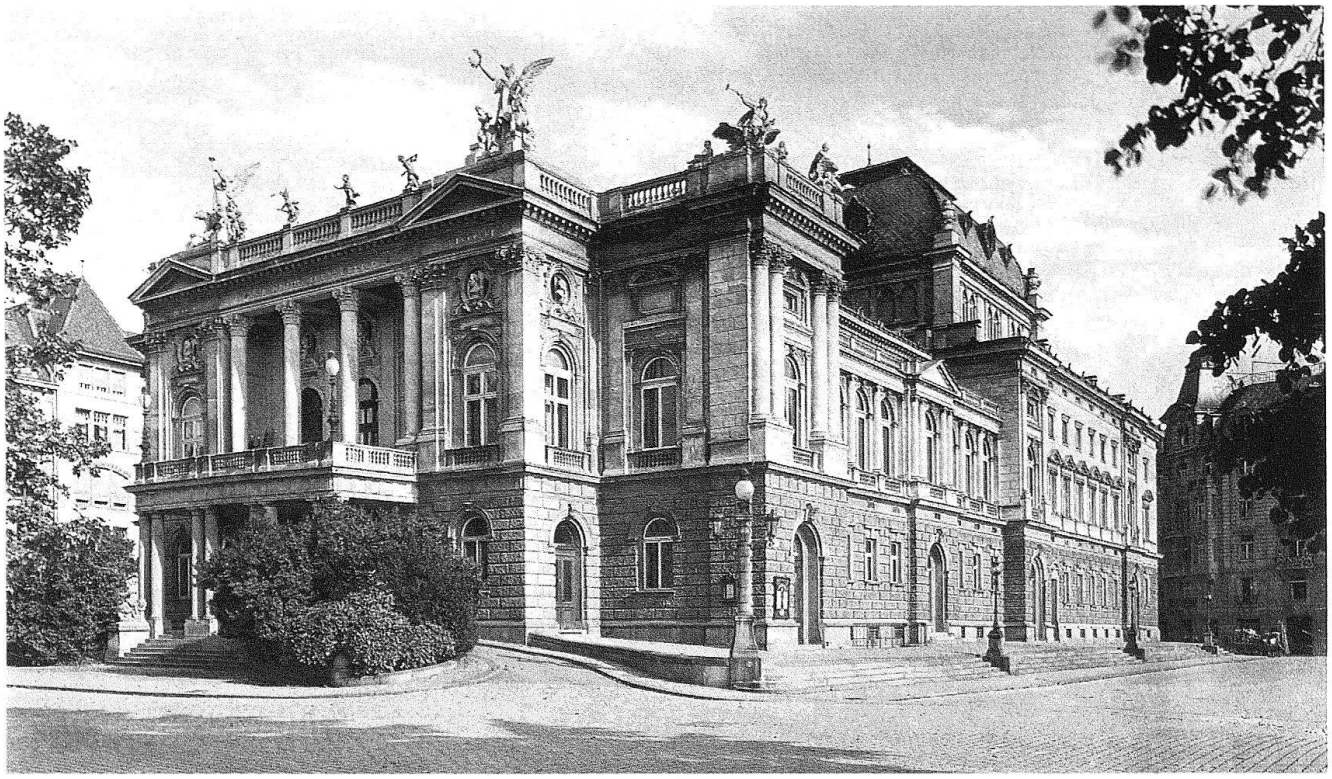
Bauten, die als Zentralbebauungen gesehen werden können, sind im allgemeinen recht gut untersucht und dargestellt. Von ihnen wissen wir, dass alle «Neo-Stile» Hinweise auf ihre Funktion liefern können und damit ihre Berechtigung haben. Bei den meist in ihren Formen viel einfacher gehaltenen Randbebauungen besitzen wir weit weniger gesichertes Wissen über die architektonische Gestaltung. Hier scheint sich zu zeigen, dass die Gliederung der Bauten nach den Kategorien der «Neo-Stile» nicht stichhaltig sein kann, weil gerade die grosse Masse der Randbebauungen Formmerkmale zeigt, die sie zwar als Leistungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auswei-

6 Wohn- und Geschäftsbauten am Helvetiaplatz in Aussersihl. Die Platzfassade bildet ein «Palast», dessen Mitte durch den turmartigen Risalit betont wird; die Flügel werden um die Gebäudeecken herum gezogen. Alte Postkarte.

sen, aber nicht leicht einem der «Neo-Stile» zugeordnet werden können, weil sie noch immer «biedermeierliche» Züge tragen und/oder in «The Rundbogenstil» (Hitchcock) verhaftet sind. Sicher ist aber, dass sich der Architekturschmuck an den Gebäude- bzw. Strassenekken konzentriert. Diese Bemerkungen scheinen je eher berechtigt, je mehr es sich um «Baumeisterarchitektur», Planungen und Projektierungen von Baumeistern ohne Hochschulausbildung, handelt. Da aber gerade diese Berufsgattung in der Bauspekulation und damit im Stadtausbau tätig ist, wird in den städtischen Entwicklungsgebieten die Fragwürdigkeit der bisherigen Architekturbetrachtung besonders deutlich.

Stockwerksgliederung der Randbebauungen. Es ist selbstverständlich, dass in den vorstädtischen (suburbanen) Gebieten die Zahl der Gebäudestockwerke geringer ist als in den innerstädtischen (urbanen) Bereichen der Stadt. In den suburbanen Bereichen beträgt sie in Zürich meistens zwischen zwei und vier Geschosse unterhalb der Traufen, in den urbanen Zonen der Innenstadt und in den Zentren einiger Vorortsgemeinden in der Regel nicht über fünf Geschosse.

Während drei Vollgeschosse mit den traditionellen Mitteln leicht zu gliedern sind (Erdgeschoss als Sockel rustiziert, zwei Wohngeschosse in einer Kolossalordnung mit Architrav zusammengefasst, eventuell mit einem zusätzlichen Architravgeschoss), bieten in dieser Hinsicht fünf Geschosse mehr Schwierigkeiten. Da in der Regel nicht mehr als zwei Geschosse in einer Kolossalordnung gegliedert werden, muss die rustizierte Sockelzone ebenfalls zwei Geschosse umfassen. Das oberste Geschoss unter der Traufe erhält das Aussehen einer gesonderten «Loggia», die grossenteils mit «Vorhängen» verschlossen ist, das heisst, die Verputzflächen zwischen den archi- Abb. 11



7 Das Opernhaus 1891/93 der Wiener Architekten Fellner und Helmer als Beispiel eines öffentlichen Zentralbaus, der eine eigene Bauinsel füllt.

tektonischen Gliederungen tragen Ornamente aus der Wirk- oder Teppichkunst. Diese Partien werden damit zu «Wänden», Gewänden – nach Sempers Theorie über «Die vier Elemente der Baukunst» –, die eben zu ihrer eigenen Erklärung flechtbare Motive zu tragen haben. Es scheint plausibel, dass diese Architekturmotive mit Sempers Lehrtätigkeit an der ETHZ in der Architektur Zürichs Einzug halten.

Mit dem Motiv der doppelstöckigen Sockelzone hat ein architektonisches Unterscheidungsmerkmal zwischen urbanen und suburbanen Stadtteilen Zürichs Bautätigkeit geprägt: In den vorstädtischen Gebieten wird bereits im ersten Obergeschoss gewohnt. Die Ladengeschäfte sind nicht so gross, dass sie über zwei Geschosse angelegt werden müssten. In der Innenstadt hingegen, mit ihren schon damals hohen Miet- und Pachtzinsen und mit höheren Lagerbedürfnissen als in den Geschäften der suburbanen Bereiche, wird das erste Obergeschoss als Mezzanin ausgebildet, das über Lunetten- oder Galeriefenster belichtet und architektonisch wie das Erdgeschoss behandelt ist. In den urbanen Bereichen wohnt die zahlungskräftige Einwohnerschaft im zweiten bis vierten Stock. Die Dachgeschosse sind den Untermietern und dem Hauspersonal vorbehalten.

Abb. 10

Auswirkungen auf das Strassennetz

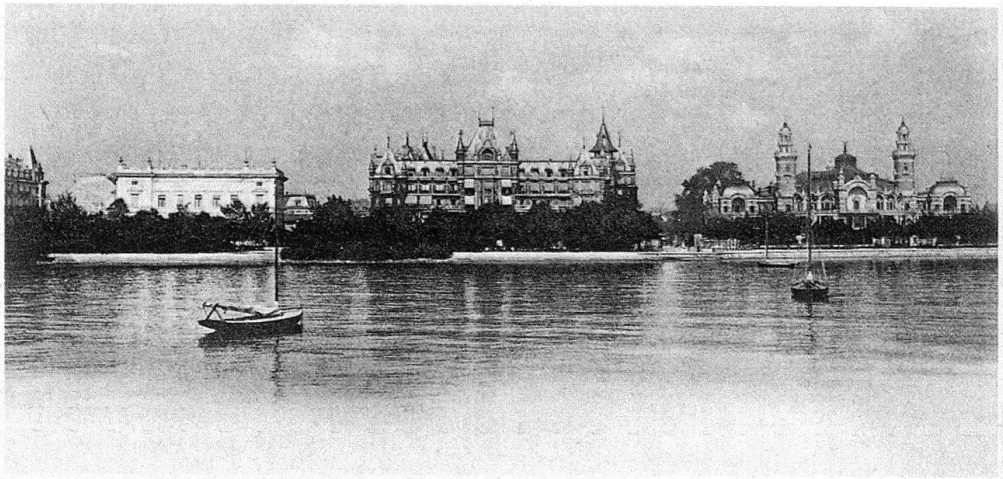
Niemand verlegte je gerne Strassen. Das bringt hohe Kosten und selten praktischen Nutzen. Zürich besitzt als Herrschaft und Handelsstadt seit dem Mittelalter ein dichtes Ausfallstrassennetz durch die umliegenden Ausgemeinden. Diese Landstrassen sind heute noch durch ihre Namen wie Zürichbergstrasse, Badenerstrasse, Zollikerstrasse usw. gekennzeichnet. Diese Landstrassen bilden auch im

8 Die ehemalige St.-Annen-Kapelle an der St. Annagasse, Kreis 1. 1864 für Mathilde Escher errichtet, 1909 abgebrochen. Beispiel eines auf seiner Liegenschaft zentral gestellten halbprivaten Gebäudes.

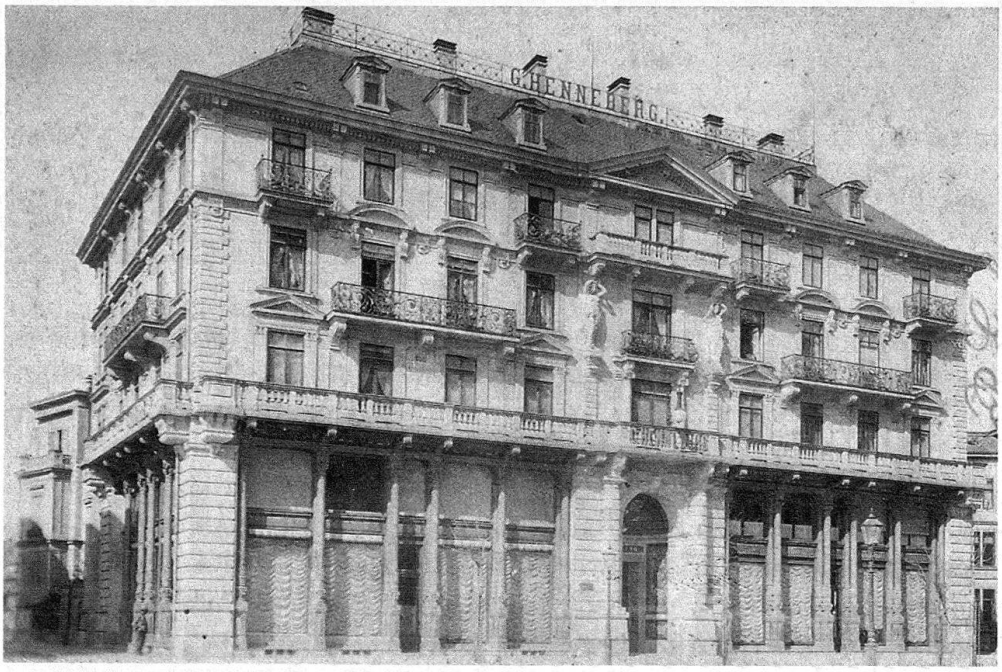
19. Jahrhundert das Gerippe des neu entstehenden Strassennetzes. Nur die zwischen benachbarten Landstrassen liegenden Baugebiete werden zusammenhängend geplant und überbaut. Das ergibt auf den Stadtplänen die unregelmässig begrenzten Zonen mit sich rechtwinklig schneidenden Nebenstrassen. Die unregelmässigen Randfelder zwischen Neubaugebieten und alten Landstrassen sind die beliebtesten Stellen für öffentliche und repräsentative Bauten. Diese Vorliebe gründet sich nicht in erster Linie auf die markante Ausnahme des Ortes, sondern auf die Höhe der Kosten bei der unrationellen Überbauung des unregelmässigen Bauplatzes. Aus solchen Überlegungen entstanden auch häufig kleine Plätze und Parkanlagen.

Zu den «guten Adressen»

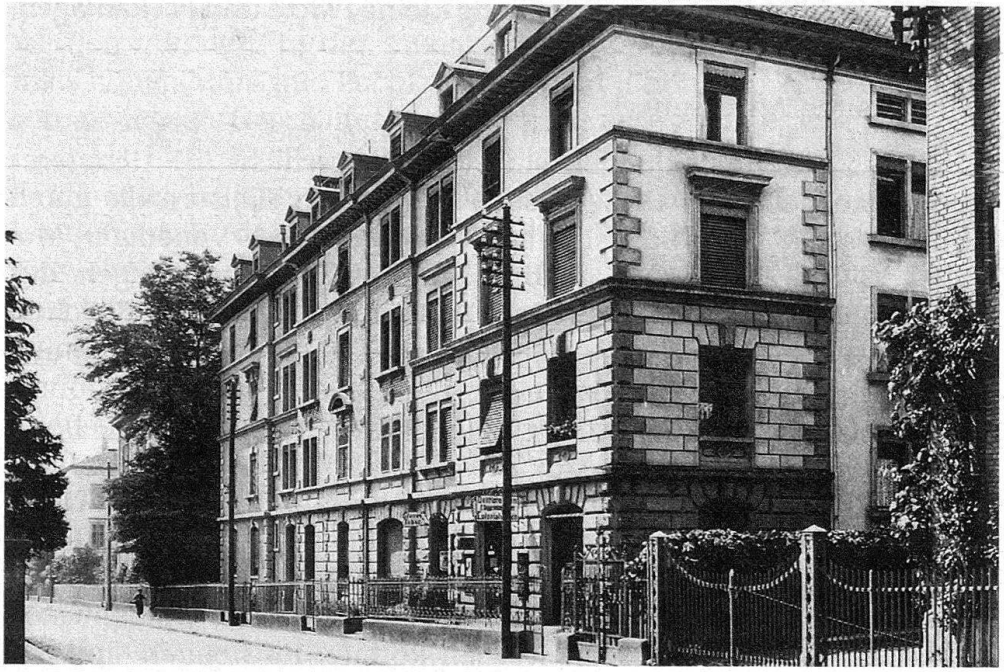
Bei allen Stadtentwicklungen stellt die Oberschicht die «Pioniere» der Stadtausdehnung. Diese besetzen mit ihren Häusern die guten Lagen ausserhalb des angestammten Stadtgebietes. «Venedigli», Muraltengut und Beckenhof gehören zu den Vorreiteranlagen des 18. Jahrhunderts, ihnen folgen die Villen in Hottingen, am Bleicherweg und am See im frühen 19. Jahrhundert. Um die Jahrhundertmitte setzte die rege Bautätigkeit in der Enge (u. a. Villa Wesendonck, heute Rietbergmuseum), an der Zollikerstrasse (u. a. Villa Seeburg; später Villa Bleuler, in nächster Zeit Sitz des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft SIK) und am unteren Zürichberg in Oberstrass und Fluntern ein. Arnold Bürklis Seequai, eine Gemeinschaftsarbeit der Stadt und der angrenzenden Seegemeinden, war bei der Eingemeindung so weit vollendet, dass es mit den opulentesten Prachtbauten Zürichs besetzt werden konnte. Zu nennen sind das



9 Der heutige General-Guisan-Quai mit seinem typischen Wechsel zwischen Rand- und Zentralbebauungen. Alte Postkarte.



10 Geschäftshaus Henneberg an der Bahnhofstrasse 5 (dort heute Kantonalbank). Erbaut 1882, Architekt E. Schmid-Kerez. Beispiel einer urbanen Bebauung. Alte Aufnahme.



11 Häuserzeile an der Weinbergstrasse in Unterstrass als Beispiel einer suburbanen Bebauung. Alte Postkarte.

Opernhaus (1890–91; Architekten Fellner und Helmer, Wien), das Hotel Bellevue (1856–63, L. Zeugheer; 1889–90 Umbau A. Brunner), der Stadthausplatz (Ecke Stadthausquai 1887–88, Adolf Brunner; Bahnhofstrasse 1 1891, A. Brunner), das Hotel Baur au Lac (Ausbau 1880, Chiodera und Tschudi), die Villa Rosau (1843, Ferdinand Stadler [1814–1870]), die Tonhalle (1893–95; Architekten Fellner und Helmer, Wien), das Rote Schloss (1891–93, Alexander Koch und Heinrich Ernst), das Palais Henneberg (1899, Emil Schmid-Kerez), das Weisse Schloss (1890–93, Heinrich Honegger-Naef) und die Alte Rentenanstalt (1897–98, Kuder und Müller). Abb. 9

Am Zürichhorn entstanden gleichzeitig die Villen, von denen heute gerade noch die Villa Egli und der «Windegg», der einmal dem Haus Seiden-Grieder an der Bahnhofstrasse weichen musste, existieren. Um die Jahrhundertwende wurde der Zürichberg zum Villenquartier. Diese «Pionierbebauung» der Stadt wich teilweise kurz vor und sofort nach dem Zweiten Weltkrieg den Renditebauten der Stadtverdichtung und wurde in den letzten Jahren durch die Bauten der Dienstleistungswirtschaft vollends dezimiert. – Aber die «guten Adressen» sind gute Adressen geblieben.

Résumé

Bien que personne au XIXe siècle ne prit vraiment la peine de songer à des questions d'urbanisme ou d'urbanisation, l'extension des cités se fit selon des schémas précis dont l'application présente la ville, cette masse architecturale, comme un organisme développé et développable. Ainsi, les aménagements intérieurs des classes supérieures ne se distinguent pas *a priori* de ceux des classes inférieures, si ce n'est par leur confort, leurs dimensions, et leur situation qui, loin d'effacer les différences sociales, les soulignent. Notre étude des «mécanismes» du développement urbain ne se veut pas définitive. Elle a pour but de proposer quelques réflexions sur les pratiques urbanistiques du XIXe siècle. En l'occurence, la ville de Zurich en est un exemple, mais ne se présente pas comme exemplaire.

Riassunto

Sebbene nel XIX° secolo nessuno si dedicasse in particolar modo all'urbanistica e all'evoluzione delle città, lo sviluppo urbano avviene secondo modelli definibili con precisione, la cui applicazione permette di comprendere la città, questo mare amorfo di case, e di farla apparire quale organismo sviluppato e sviluppabile. Così si può notare che le abitazioni del ceto elevato e dei meno abbienti non si distinguono tanto per la loro struttura, quanto per il comfort, la dimensione e la posizione. In tal modo le differenze sociali vengono più sottolineate che livellate. La «meccanica» dello sviluppo urbanistico descritta qui non è presentata in modo esauriente, essa intende piuttosto illustrare il metodo secondo il quale prese forma la città nel corso dell'Ottocento. La città: nel nostro caso Zurigo, ma solo quale esempio, non come modello.

Abbildungsnachweis

1, 5: Zeichnungen des Verfassers. – 2, 6, 9, 10, 11: Eigentum des Verfassers. – 8: Aus der Familie des Verfassers. – 3, 4, 7: Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege, Bern.

Adresse des Autors

Dr. Martin Fröhlich, Denkmalpfleger der bundeseigenen Bauten, c/o Amt für Bundesbauten, 3003 Bern